

Rezension: Wolfgang Pyta: Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler

Jesse, Eckhard

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e.V. an der TU Dresden

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Jesse, E. (2009). Rezension: Wolfgang Pyta: Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler. [Rezension des Buches *Hindenburg: Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler*, von W. Pyta]. *Totalitarismus und Demokratie*, 6(2), 371-373. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-318363>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

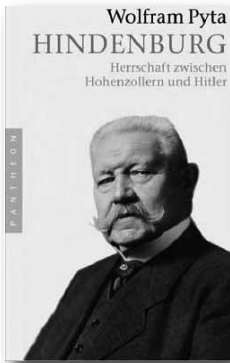
Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

sprechende Adjektiv („heller“) wird hierunter subsumiert. Es bleibt das Geheimnis des Lektorats, welche Methode der Registererstellung angewandt wurde.

Mike Schmeitzner, Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e. V. an der TU Dresden, 01062 Dresden.



Wolfram Pyta, *Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler*, München 2007 (Siedler Verlag), 1117 S.

Über Paul von Hindenburg (1847–1934), dem (vermeintlichen) „Helden von Tannenberg“ und Reichspräsidenten (1925–1934), gab es bisher keine hohen Ansprüchen genügende Biographie. Das ist jetzt mit der voluminösen Arbeit des Stuttgarter Historikers Wolfram Pyta anders geworden. Paul von Hindenburg, der 1911 seine Offizierskarriere beendet hatte (diese Zeit nimmt aufgrund der schütterten Quellenlage keine 30 Seiten ein) und 1914 reaktiviert wurde (dank glücklicher Fügung als Oberbefehlshaber der 8. Armee, ab November 1914 als General-

feldmarschall, ab 1916 als Chef der 3. obersten Heeresleitung, die politisch zunehmend Einfluss haben) spielte bei zwei großen politischen Weichenstellungen eine zentrale Rolle – am 9. November 1918 beim Übergang von der Monarchie zur Republik und am 30. Januar 1933 beim Übergang von der Demokratie zur Diktatur, als er – nach einigem Widerstreben – Adolf Hitler das Amt des Reichskanzlers anvertraute. Beide Zäsuren nehmen in dem Mammutwerk breiten Raum ein. Bei der ersten Zäsur war Hindenburg, der bereits 1866 am deutsch-österreichischen Krieg teilgenommen hatte, schon 71 Jahre alt, bei der zweiten 85.

Der Monarchist Paul von Hindenburg ermunterte Wilhelm II. nicht, am Thron festzuhalten. Er riet ihm, wenn auch schweren Herzens, nicht nur zur Abdankung, sondern auch zur Flucht ins Ausland. Allerdings wollte er damit nicht in Verbindung gebracht werden, um seinen guten Ruf bei den „Kaisertreuen“ nicht zu gefährden. Mit seinem Rat hatte er sich eine formidable Startposition für eine Karriere in der neuen republikanischen Ordnung geschaffen. Hindenburg, der sich als Oberbefehlshaber des Heeres große Verdienste bei der Rückführung der Truppen in die Heimat erworben hatte, blieb Chef der obersten Heeresleitung und bildete eine „Integrationsklammer zwischen Alt und Neu, die den für viele schmerzhaften Übergang vom Kaiserreich zur Republik erträglich machte“ (S. 383). Laut Pyta legte Hindenburg damit den Grundstein für seine politische Karriere, zumal er sich mit Kritik an der SPD zurückhielt. Hindenburg votierte hinter den Kulissen indirekt für eine Annahme des Versailler

„Schmachfriedens“. Er quittierte danach seinen Dienst und popularisierte Ende 1919 die so unsinnige wie verhängnisvolle These vom „Dolchstoß“.

Die Aktivitäten des Reichspräsidenten bei der Machtübertragung an Hitler leuchtet Pyta neu aus. Die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler sei nicht auf Druck des ostelbischen Grundbesitzes erfolgt, sondern Hindenburgs ureigenster Wunsch gewesen. Er strebte ein Ermächtigungsgesetz an, um dem „Parlamentsrummel“ den Garaus zu machen; mit der Installierung einer „Regierung der nationalen Erhebung“ wollte er seine präsidiale Gewalt nicht mehr „ausreizen“, um seinen charismatischen Führungsanspruch nicht zu gefährden. Ihm ging die „Einheit der Nation“ (S. 798) über alles, stand der „Geist von 1914“ vor Augen. Offenbar trug Hindenburg Hitler nicht mehr nach, dass dieser ihn 1932 bei der Wahl des Reichspräsidenten in einen zweiten Wahlgang gezwungen hatte. Wer sich neue Erkenntnisse über die Anfänge des totalitären NS-Staates erwartet, kommt allerdings nicht auf seine Kosten. Der Autor beschreibt informativ die Vorgänge 1932/33. Das geschieht unter dem Blickwinkel, welche Rolle Hindenburg gespielt hat, nicht unter dem Aspekt, wie es dem Nationalsozialismus gelang, binnen kurzem seine totalitäre Herrschaft zu sichern. Der 21. März 1933, der „Tag von Potsdam“, firmiert bei Pyta nicht als propagandistische NS-Großveranstaltung, sondern als Staatsakt, bei dem Hindenburgs Verhältnis zu Hitler enger wurde. Er zog sich in der Folge immer mehr als Reichspräsident zurück. Diese faktische Selbstabdankung hing nach Pyta mit Hindenburgs Herrschaftsverständnis zusammen. Charisma wollte er im Staat der „nationalen Wiedergeburt“ auf Hitler übertragen.

„Hindenburg gelang es, unter außergewöhnlichen Umständen eine auf seine Person zugeschnittene Herrschaftsform zu etablieren; seine herrschaftlichen Ressourcen ergaben sich daraus, dass er in der Politischen Kultur tief verwurzelte Grundannahmen in seiner Person symbolisch fassbar machte. Als symbolpolitischer Akteur verdankte Hindenburg seine Herrschaft dabei im Kern einem Zuschreibungsakt durch weite Kreise der deutschen Gesellschaft“ (S. 10). Pyta gelingt es überaus gut, diese zentrale These von der charismatischen Herrschaft Hindenburgs detailliert zu belegen. Zugleich betont er die Offenheit der jeweiligen Entscheidungssituationen. Hindenburg strickte an seinem legendären Nimbus mit. Davon ist immer wieder die Rede. Wer Kritik an dem Autor üben will, kann vielleicht ein wenig in Frage stellen, ob der „Alte Herr“, dem eine gehörige Portion Phlegma eigen war, tatsächlich derartig strategisch und finessenreich operierte. Im Buch wird allerdings gut gezeigt, wie schnell und berechnend Hindenburg seine Gunstbezeugungen anderen entziehen konnte.

Wolfram Pyta hat nicht nur bisher unbekannte Quellen erschlossen (ohne freilich den Hindenburg-Nachlass einsehen zu dürfen), sondern auch neuartige Interpretationsansätze geliefert. Hindenburg, ehrgeiziger als angenommen, war laut Pyta nicht der senile, von seiner Kamarilla abhängige Präsident – ganz im Gegenteil. Der Mythos Hindenburg wird überzeugend erklärt – und entmystifiziert. Der Autor hat mit seiner unkonventionellen Biographie weder eine Apo-

theseose noch eine Abrechnung geliefert. So sollte Geschichtswissenschaft sein, nüchtern und doch anschaulich; engagiert, aber nicht parteiisch; systematisch, keineswegs schematisch.

Eckhard Jesse, Technische Universität Chemnitz, 09107 Chemnitz.



Karl Schlögel, *Terror und Traum*. Moskau 1937, München 2008 (Carl Hanser Verlag), 812 S.

„Man muss sich in die Lüfte erheben, um einen Schauplatz als ganzen zu übersehen.“ Mit einer Reminiszenz (S. 33) an Michail Bulgakows Roman „Der Meister und Margarita“ eröffnet der Osteuropahistoriker Karl Schlögel sein mit dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung 2009 ausgezeichnetes Werk über den stalinistischen Terror. Er bedient sich der literarischen Anleihe, um den Leser in ein Pandämonium einzuführen. Doch der historische Gegenstand sprengt den Surrealismus Bulgakows. Lässt sich der Stalinismus in der Form von Sprache und Schrift erfassen? Schlögel gelingt genau das. Das Mittel, zu dem er dabei greift, um die Perspektive des gesamten Schreckenspanoramas zu entfalten und um dem komplexen Gegenstand eine unkomplizierte Form zu geben, ist die Struktur der Gliederung. Schlögel verteilt den Stoff der 38 Kapitel seiner Studie auf 33 einzelne Erzählungen, die thematisch für sich allein stehen und allein für sich gelesen werden können, ohne dass ihnen die Querverweise fehlten, die die Einzelsegmente zur Gesamtdarstellung verbinden. Das erleichtert einer breiten Leserschaft den Zugang.

Zur Beschreibung des Unbegreiflichen bedient sich Schlögel neben den Quellen der Archive des sowjetischen Staats- und Parteiapparates zahlreicher zeitgenössischer Zeugen. Der Besuch des angesehenen Dichters Lion Feuchtwanger in Moskau vom 1. Dezember 1936 bis zum 8. Februar 1937 (S. 133 f.) fiel genau in die Zeit des zweiten großen Schauprozesses, von dessen Verlauf er sich ebenso täuschen ließ wie der amerikanische Botschafter Joseph Davies. Beide erkannten trotz eigener Anschauung und Beobachtung des Verfahrens nicht, dass die Prozesse inszeniert wurden, um Öffentlichkeit wie Betroffene zu täuschen. Feuchtwanger schrieb (S. 178), er werde den auf der Anklagebank sitzenden deutschen Emigranten Karl Radek „schwerlich jemals vergessen. Nicht, wie er dasaß in seinem braunen Rock, das hässliche, fleischlose Gesicht von einem kastanienfarbenen, altmodischen Bart umrahmt, nicht, wie er ins Publikum hinauschaute, das er zu einem großen Teil kannte, oder auf die anderen Angeklagten, häufig lächelnd, sehr gelassen, häufig gewollt ironisch, nicht, wie er beim Hereinkommen dem oder jenem der Angeklagten den Arm mit leichter, zarter